

**Monika Dorfmueller (Hrsg.):
Die ärztliche Sprechstunde.
Arzt, Patient und Angehörige
im Gespräch.**

Landsberg/Lech: ecomed verlagsgesellschaft AG & Co KG, 2001, Paperback, 36,- EUR, 384 Seiten, ISBN: 3 609 51810 3

Ein weiterer Sammelband zum Thema *sprechende Medizin* von Monika Dorfmueller, leitende klinische Psychologin des Krankenhauses München-Bogenhausen, will angesichts des diesbezüglich gesättigten Veröffentlichungsmarktes bei immer noch unzulänglicher Praxis auf besondere Weise zur „Verbesserung der beziehungsfördernden Kommunikation“ zwischen Arzt, Patient und Angehörigen beitragen und „unmittelbare Hilfen für den ärztlichen Alltag“ vermitteln. Das Rezept dafür besteht laut Vorwort aus wissenschaftlicher Fundierung, Fachspezifik verbunden mit klinischer Erfahrung und hoher patientenbezogener Dezentrierungsbereitschaft der beteiligten Autoren, die jeweils eine bestimmte medizinische Disziplin vertreten. Insgesamt kommen 13 Fachärzte von der Allgemeinmedizin über die plastische Chirurgie und Neurologie bis zur physikalischen Therapie zu Wort. Eingerahmt wird dieser substantielle Kern des Bandes von zwei Grundsatzbeiträgen zur ärztlichen Gesprächsführung der Herausgeberin Dorfmueller aus medizinpsychologischer Sicht (im Text abweichend zu den Gepflogenheiten der institutionalisierten Medizinischen Psychologie in Deutschland medizin-psychologisch geschrieben) am Beginn und drei Abschlußbeiträgen medizinischer Kooperationspartner, die wichtige Außenperspektiven beisteuern. Bei diesen handelt es sich um einen engagierten Theologen mit ethischen Intentionen, einen Juristen, der die recht-

lichen Grauzonen ärztlicher Informationsarbeit benennt, und einen Arztberater für „multimediale Dienstleistungen“. Letzterer sorgt vor allem für eine Aktualisierung der Auffassung über Kommunikationswege und Qualitätssicherung.

Das Rezept des Sammelbandes geht insofern auf, als eine beeindruckende Fundgrube für klinische Situationen und fachspezifische Anforderungsvarianten an das ärztliche Gesprächsverhalten entstanden ist, welche eine große Berufserfahrung aller Autoren auf der Basis von unverbrauchter Offenheit und Wertschätzung gegenüber Patienten und Angehörigen zum Ausdruck bringt. Ständig stößt man beim Lesen der Beiträge auf Hinweise, Problematisierungen und Selbstreflexionen von hohem klinischen Wert und häufiger bisheriger Vernachlässigung, die professionelle Helfer aus dem Feld der Medizin sofort für die eigene Arbeit aufgreifen können. Davon eine kleine Kostprobe:

- Vor allem im Erstgespräch können sich Patienten nicht auf den Persönlichkeitstyp des Arztes einstellen, sondern der Arzt hat diese Aufgabe zu übernehmen.
- Auch bei erfahrenen Patienten verstärken Wartezeiten Angst und Anspannung.
- Angehörige von jüngeren Patienten glauben häufig, diese vor der „Apparatedizin“ oder zuviel Chemie schützen zu müssen.
- Gegenüber Patienten mit fragmentarischem Wissen aus Massenmedien sollten Ärzte keine abwertende oder verletzende Haltung einnehmen.

Diese Aufzählung könnte beliebig fortgesetzt werden. Einen großen Gewinn ziehen die klinischen Situationsbeschreibungen aus zahlreichen Kasuistiken und der vermittelten Anschauung, dass gerade Ärzte aus ihren Fehlern lernen können.

Die ebenfalls angestrebte wissenschaftliche Fundierung wird höchstens in

Form von Systematisierung und Literaturbelegen erreicht (bei Rogers Basisvariablen ohne dessen Namen auf Sekundärliteratur zu verweisen, spricht nicht für Metierkenntnis, vgl. S. 270) und gelingt auch der Herausgeberin in ihren Überblicksartikeln nur bedingt.

Der eindeutige Vorzug dieses Sammelbandes besteht sowohl in der Verdeutlichung fachbedingter Merkmale der vielschichtigen Kommunikation zwischen Arzt und Patient als auch in dem systemischen Verständnis der Arzt-Patienten-Angehörigen-Interaktion. Die Autoren kommen dafür nicht umhin, weiterführende Überlegungen zu psychosozialen Zusammenhängen anzustellen und mit dem Kommunikationsthema zu verbinden. So gehen sie auf die Primärpersönlichkeit, die Motivlage, das Belastungserleben und den Krankheitsbewältigungsprozess ihrer jeweiligen Klientel sowie auf die Abgrenzung zwischen ärztlicher Intervention im Gespräch und Psychotherapie ein. Solche Einflechtungen setzen einen Wissensstand in Medizinischer Psychologie und Psychotherapie voraus, über den nicht alle Beteiligten gleichermaßen verfügen, so dass an diesen Punkten Qualitätsunterschiede zu verzeichnen sind. Der Beitrag zu Pädiatrie und Jugendmedizin fällt leider infolge seines Mangels an einer inhaltlichen Leitlinie und der ungeschickten Vermischung von Aussagen zur Psychotherapie und zum ärztlichen Gespräch am weitesten ab. Auf jeden Fall lesenswert und trotz vorhandener Literaturfülle neu ordnend und anregend ist der Beitrag zur Onkologie von Harald Thöml.

Abschließend sei bemerkt, dass dieser Band in jede medizinpsychologische Bibliothek gehört, anzusprechende Ärzte aber sicher nur auszugsweise und an ihren engeren Fachinteressen orientiert von dem reichhaltigen Material profitieren können.

Christina Schröder, Leipzig